

»Absolut einzigartig ... Findlay enthüllt eine verborgene Facette europäischer Geschichte, der sich zu stellen nur wenige den Mut haben.«

Von Krieg,  
Trauma und dem  
Vermächtnis  
des Schweigens

LESESPROBE

ANGELA  
FINDLAY

IM SCHATTEN  
MEINES  
GROSSVATERS

EUROPAVERLAG

ANGELA FINDLAY

# IM SCHATTEN MEINES GROSSVATES

Von Krieg, Trauma und  
dem Vermächtnis des Schweigens

Aus dem Englischen von Herwig Engelmann

Das Original erschien unter dem Titel  
*In My Grandfather's Shadow* bei Bantam Press, London.  
© 2022 by Angela Findlay

© der deutschsprachigen Ausgabe: 2023 Europa Verlag,  
ein Imprint der Europa Verlage GmbH, München  
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,  
nach einem Design © by Richard Ogle/TW; Covermotiv ©Arcangel  
Lektorat: Dr. Alex Klubertanz  
ISBN 978-3-95890-559-7  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.europa-verlag.com](http://www.europa-verlag.com)

EUROPAVERLAG

*Die Vergangenheit ist niemals tot.  
Sie ist nicht einmal vergangen.*  
William Faulkner, *Requiem für eine Nonne*

Meiner Mutter, in aller Liebe  
Gewidmet all jenen, die in ihrem Leben Zurücksetzung,  
Unterdrückung oder Krieg erleiden.

# Inhalt

|                  |  |     |                                 |  |     |
|------------------|--|-----|---------------------------------|--|-----|
| Zum Geleit ..... | 9  | 15  | Eine »saubere« Wehrmacht? ..... | 220                                      |     |
| Vorwort .....    | 13                                       | 16  | Die Militärakte .....           | 240                                      |     |
| 1                | Eine glückliche Kindheit .....           | 20  | 17                              | Verlorene Unschuld .....                 | 244 |
| 2                | Eine Art Wissen .....                    | 35  | 18                              | Die Geschichte der Verlierer .....       | 257 |
| 3                | Ein Herz hinter Gittern .....            | 49  | 19                              | Mein Großvater als Gefangener .....      | 274 |
| 4                | In der Falle der Vergangenheit .....     | 65  | 20                              | Sportpokale und Jo-Jos .....             | 287 |
| 5                | Mächtig ist, was man nicht sieht .....   | 80  | 21                              | »Wir wussten nichts« .....               | 294 |
| 6                | Das Gefängnis und seine Verbrecher ..... | 91  | 22                              | Niemals vergessen .....                  | 307 |
| 7                | Das Unausprechliche .....                | 102 | 23                              | Mein Großvater vor Gericht .....         | 329 |
| 8                | Herzensangelegenheiten .....             | 118 | 24                              | Wann vergeht Vergangenheit? .....        | 351 |
| 9                | Der Aschenbecher .....                   | 127 | 25                              | Den Nebel durchdringen .....             | 360 |
| 10               | Wie der Großvater, so der Enkel .....    | 141 | 26                              | In den Körper eingeschrieben .....       | 380 |
| 11               | Schattenreiche .....                     | 159 | 27                              | Lasst uns darüber reden .....            | 388 |
| 12               | Schichten des Schweigens .....           | 171 | 28                              | Licht im Tunnel .....                    | 397 |
| 13               | Ein »guter« Soldat? .....                | 181 |                                 | Nachwort .....                           | 412 |
| 14               | »Sie waren alle Mörder« .....            | 195 |                                 | Danksagung .....                         | 416 |
|                  |  |     |                                 | Weiterführende Lektüre und Quellen ..... | 422 |

# Zum Geleit

Beim Schreiben dieses Buchs überkam mich oft ein Gefühl, als risse mich eine Flutwelle aus der Tiefe meiner selbst hinaus in ein Meer der endlosen Finsternis. Ich suchte einen Weg durch das unauslotbare Entsetzen, durch das Grauen eines der furchtbarsten Kapitel in der Geschichte, und ich hielt mich dabei vor allem an Ereignisse und Einzelheiten, die eng mit meiner Familie zu tun haben. Mein aufrichtiger Wunsch war und ist es dabei, durch diese Arbeit zu einem besseren Verständnis dieser Zeit zu finden und etwas Sinnstiftendes zu den enormen Anstrengungen beizutragen, die andere vor mir auf diesem Feld unternommen haben.

Es gab in meiner Erfahrung der Welt durchaus Dinge, die ich bedauerlich finde. Und doch bereue ich rückblickend auf die Gesamtheit meines bisherigen Lebens nur Weniges. Im Gegenteil, ich empfinde tiefe Dankbarkeit für all die Anregungen und Horizont-erweiterungen, die mein zweifaches Erbe mir beschert hat – und dazu noch einen gewissen Triumph darüber, dass ich in all den lärmenden Schlachten meiner Seele treu geblieben bin. Ich bin dankbar für die wertvollen Anstöße zu innerem Wachstum und Wandel, für die erlebnisreiche Heimkehr, zu der ich aufbrechen musste, um Schicht um Schicht meines Menschseins abzuheben und am Ende zu meinen Wurzeln, meinen Genen, meinem Kern durchzudringen. Ich bin dankbar für die wunderbaren Menschen und die schönen Orte, die ich auf meinem Weg kennengelernt habe. Dankbar für die neue Leichtigkeit und Freiheit, die mich jetzt erfüllen.

Keine Reue, kein Hadern! Ich liebe mein Leben, obwohl es Zeiten gab, in denen es mich fast umbrachte.



# Vorwort

*Nicht wissen, was vor unserer Geburt geschehen ist, heißt ewig Kind bleiben. Denn was ist das Leben der Menschen, wenn es nicht durch die Erinnerung an die alte Zeit mit dem Leben des Früheren zu einem Ganzen verwoben wird?*

Marcus Tullius Cicero, *Orator*

1. Februar 1945

**I**N DER BRANDENBURGISCHEN KLEINSTADT Jüterbog reißt eine Mutter ihre zehnjährige Tochter aus dem Schlaf. Es ist vier Uhr morgens. Das Mädchen, noch ganz benommen, soll sich schnell anziehen. Sie müssen sofort aufbrechen. Eine Puppe darf es sich zum Mitnehmen aussuchen. Die Tochter zögert. Soll sie ihre alte, heißgeliebt-abgenutzte Puppe mitnehmen, oder die neue, die ihr der Vater aus Italien geschickt hat? In einem ruckartigen Entschluss, den sie später noch bereuen wird, schnappt sie die neue Puppe und wird im nächsten Moment zusammen mit ihrer achtjährigen Schwester ins Auto gepackt, Richtung Norden nach Berlin. Große Teile der Stadt liegen schon in Schutt und Asche.

Es ist noch dunkel, als sie am Bahnhof ankommen. Die Mutter sieht sich um, sucht das hektische Gedränge der Masse von Fremden in Mänteln nach einer bestimmten Person ab: einem Mann, der einen Rucksack mit sechs Taschen trägt. Er soll ihre Kinder zu Verwandten in Norddeutschland in Sicherheit bringen.

Die jüngere Tochter hat Hunger und klagt, dass ihre Schuhe drücken. Die Frau sieht sich um, ob sie irgendwo Brot kaufen kann, als sie den Mann erspäht. Er drängt zur Eile und geht Richtung Bahnsteig. Die Mutter hält in der einen Hand einen kleinen Koffer,

in der anderen die Hand der jüngeren Tochter. Dem älteren Mädchen schärft sie ein, sich an ihren Mantelsaum festzuhalten, damit sie nur ja nicht verloren gehe. So trippeln die drei mitten in dem Geschiebe und Gedränge der Leute voran, denn alle wollen mit dem Zug raus aus der Stadt, und die Tochter klammert sich an den Mantelzipfel ihrer Mutter wie an ihr eigenes Leben.

2. Mai 1945

Im Gasthof des verschlafenen italienischen Nests La Stanga am Südrand der Dolomiten starrt ein zweiundfünfzigjähriger Wehrmachtsgeneral in die Glut des Feuers vom Vorabend und saugt Zigarettenrauch tief in seine Lungen ein. Er hält ihn länger zurück als üblich, wirft dann die Kippe in die Asche und tritt hinaus in den kühlen Maimorgen. Er strafft seinen Mantel unterm Gürtel und zieht die Offiziersmütze tief ins Gesicht, um seine Augen zu beschatten. Hitler ist seit drei Tagen tot, und das deutsche Oberkommando in Italien hat eine bedingungslose Kapitulation unterzeichnet. Heute um zwei Uhr Nachmittag werden die Kampfhandlungen eingestellt. Sein Krieg ist endlich vorbei, aber dem General ist klar, dass er und seine Männer noch lange nicht nach Hause kommen werden.

Zuerst wird er mit der etwas weiter westlich stationierten amerikanischen Infanterie die Übergabe der Waffen, Pferde und Soldaten aushandeln. Er wird darum bitten, dass seine Männer – acht Divisionen mit ungefähr 30 000 Soldaten – ihre Gewehre einstweilen behalten dürfen, um sich gegen italienische Partisanen zu wehren, die in den Bergen weiter auf sie schießen. Als nächstes wird er den Transport, die Benzinzuteilung und Verpflegung organisieren.

Die Bergluft fühlt sich frisch an, doch weiter unten im Süden ist es bestimmt schon sehr viel wärmer. Seine bislang letzte Unterkunft war komfortabel, aber als Kriegsgefangener würde einige Abstriche machen müssen. Nach Tausenden von Kilometern quer durch Russland, Polen und Italien macht er sich nun auf den Weg zu seinen neuen Befehlshabern.

3. August 1987

Vor dem Gefängnis Long Bay Gaoul in Sydney, Australien, steht eine zweiundzwanzigjährige Frau und hämmert an die wuchtige Tür. Sie trägt eine Mappe mit Fotos von Wandmalereien bei sich, und der schwarze Stoffeinband klebt an ihrem nackten Arm. Ein Guckloch öffnet sich und ein Auge mustert die Frau von oben bis unten, bevor sich die Klappe wieder schließt. Die Tür klafft einen Spalt breit auf, gerade weit genug, um ihre schwächliche Gestalt einzulassen. Im Inneren führt sie ein Wärter über einen gepflasterten Innenhof und durch mehrere verriegelte Tore. Jetzt kann sie die Männer auch schon riechen: alte Socken, ranzige Bartstoppel, abgewürgtes Testosteron. Als der Wärter sie in einen weiteren Innenhof mit noch mehr vergitterten Fenstern führt, beginnt ihre Anspannung nachzulassen. Vier Häftlinge stehen dort vor einer riesigen kahlen Wand und blinzeln ins grelle Sonnenlicht. Jede aufkommende Furcht wird von einem viel mächtigeren Gefühl der Erleichterung überwältigt – einer Erleichterung, wie wenn man nach einem langen Fußmarsch die drückenden Wanderstiefel auszieht.

Seit Jahren sucht sie Abhilfe gegen das unerklärliche Gefühl ihrer Schlechtigkeit. »Das ist es!«, singen gefühlt alle Zellen ihres Körpers im Chor. »Das ist es!«

Weniger als eine Minute, nachdem »Little Boy« über Hiroshima ausgeklinkt wurde, explodierte die erste Atombombe der Welt. »Um Gottes Willen, was haben wir getan?«, schrieb einer der Besatzungsmitglieder der B-29, die sie abgeworfen hatte, in das Bordbuch, während unten ein Pilzwolke 80 000 Japaner auf der Stelle tötete. Drei Tage später ging »Fat Man« über Nagasaki nieder und versetzte dem Feind einen letzten, vernichtenden Schlag. Keine fünf Wochen später war der Zweite Weltkrieg offiziell zu Ende.

Doch er war längst nicht vorbei.

Wie der atomare Fallout weiter strahlte und seine Opfer forderte, so dauerte auch der Krieg an: Unsichtbar verseuchte er über Generationen die Körper und Seelen. Noch jeder gewaltsame Konflikt hat eine Spur des Traumas hinterlassen. Doch in diesem verheerendsten aller Kriege der Geschichte waren die Opfer unter der Zivilbevölkerung erstmals größer als bei den Streitkräften. Es waren Unbewaffnete, die ein nie dagewesenes Ausmaß an Verwüstung und hemmungsloser Brutalität erlitten, ob Männer, Frauen oder Kinder. Viele von ihnen konnten später nie über das sprechen, was ihnen geschehen war.

Kaum hatte sich das Chaos der Kämpfe gelegt, schüttelten die Überlebenden den Staub ab und begannen, an den ständig drohenden plötzlichen Tod gewöhnt, aus den Trümmern ihrer Häuser und den in Schutt und Asche gelegten Städten wieder ein normales Leben aufzubauen. Dabei wurde der quälende Schmerz über die eigenen Verluste und die verwüstete Heimat in den europäischen Ländern der Alliierten teilweise vom Jubel über den Sieg betäubt. Die Menschen dort konnten den Opfern ihrer Angehörigen und Freunde eine Bedeutung abgewinnen, und ihre Regierungen gingen daran, diese Sinnstiftung in die Geschichtsbücher zu gravieren. Sie machten daraus eine Erzählung vom Triumph über das Böse, über ein Böses, wie man es bis dahin nicht gekannt hatte. Sie bemühten den Nationalstolz als Wappnung gegen die Härten des Lebens. So rechtfertigten sich auch taktische Entscheidungen, die hunderttausende Zivilisten ums Leben gebracht hatten. All die Opfer waren es am Ende doch wert gewesen.

Für die Verluste und Opfer der Deutschen gab es keinen Balsam dieser Art – nur immer düsterere Färbungen von Wut und Verachtung, je mehr die Welt die grauenhafte Wahrheit über Hitlers Wirken erfuhr. Soldaten der Wehrmacht wurden in stacheldrahtbewehrten Lagern zusammengetrieben. Nazis schlüpfen aus ihren verräterischen Uniformen und mischten sich unter die Massen ausgezehrter, nach Westen fliehender Menschen. Zivilisten

wühlten in den Trümmern ihrer Städte nach Nahrung und allem, was sie verbrennen konnten, um sich warm zu halten. Mit dem Tod des »Führers« stürzten die NS-Ideologie und ihre Verheißung eines tausendjährigen Reichs in sich zusammen. Die feindlichen Besatzer schossen nun nicht mehr mit Granaten, dafür aber mit Schuldvorwürfen wegen allzu willfährigen Gehorsams. Ein Nebel verstockten Schweigens senkte sich über die Gesellschaft und die Familien. Und da sich aufseiten der Sieger kaum jemand für das Leid der Feinde interessierte, lernten deutsche Männer, Frauen und Kinder, das Erlebte zu Bündeln zu schnüren, es sorgsam abzuwickeln und wegzupacken.

Jahre später fanden ihre Kinder und Enkel diese Bündel in den hintersten Winkel der Familienkeller und fingen an, sie auseinanderzunehmen.

Ich erzähle hier von drei Generationen einer Familie, die ineinander verknotet und eng mit einem bis heute verstörenden und faszinierenden Kapitel der Geschichte verwoben sind. Das zehnjährige deutsche Mädchen, das vor den sowjetischen Armeen floh, war meine Mutter Jutta. Der General der Wehrmacht war mein Großvater Karl. Und die junge Frau, die erst in einem Gefängnis zu sich selbst fand, bin ich.

Ich habe meinen Großvater nie kennengelernt.

Eine Woche nach meinem ersten Atemzug hauchte er sein Leben aus. Dennoch habe ich von je her das Gefühl, dass wir uns in den wenigen Tagen, um die sich unsere Leben überschneiden, miteinander verbanden. Unsere Wege kreuzten sich, als er diese Welt verließ und ich ihr Licht erblickte. Wie ein Staffelläufer legte er nach seiner letzten Runde etwas in meine Hände. Es dauerte mehr als vier Jahrzehnte, bis mir klar wurde, was es war – auch dass wir Menschen nicht nur körperliche Merkmale oder Charakterzüge, sondern auch unaufgelöste emotionale Konflikte, Traumata oder Verbrechen von unseren Vorfahren erben können; dass all das sich

nicht einfach verliert, sondern mitunter an unseren Wurzeln weiter schwärt, Auflösung sucht und darauf wartet, in unserer Gegenwart aufzuplatzen.

Meine Geschichte ist eine unter vielen, die aus dem langen Schatten dieses Krieges treten – eines Krieges, den ich wie so viele andere selbst nicht mehr erlebt habe, der aber dennoch seine prägende Macht über mein Leben behielt.

Erst um die Jahrtausendwende, als die Enkel der Kriegsgeneration schon in ihren Vierzigern waren, kam die volle Wucht des Schweigens ihrer Vorfahren rund um deren Schuld und Traumata allmählich zur Geltung. Auch ich, eine in England geborene und aufgewachsene Frau, wandte mich in diesem Alter meiner deutschen Herkunft zu, um rätselhaften Gefühlen und Symptomen auf die Spur zu kommen, die mich seit meiner Jugend plagten.

Mein Bemühen, diese Gefühle zu verstehen, führte mich auf das finstere Gebiet des deutschen Zweiten Weltkriegs. Es brachte mich in die verriegelten und vergitterten Anstalten von Schuld und Sühne und eröffnete mir die Kunst und Kultur des nationalen Gedenkens. Es zog mich hinein in eine Empfindung, die in den am meisten gemiedenen oder vergessenen Winkel der Menschenseele und des Gemütslebens lauert: Scham.

Ich fand so meinen Zugang zur Geschichte und zu Erlebnissen meiner Mutter und meines Großvaters, die lange in allzu einfachen, schwarzweißen Erzählungen von Gut und Böse, Täter und Opfer, Gewinner und Verlierer gehalten waren, sich nun aber zwangsläufig als umso vielschichtiger, belastender und nuancenreicher erwiesen, je eingehender ich sie erforschte. Mir wurde klar, dass wir alle in unterschiedlichem Maß unverarbeitete Traumata und Schuld aus der Vergangenheit in uns tragen – ob sie nun der eigenen Familie, dem gesellschaftlichen Umfeld oder dem historischen Geschehen entspringen. Es sind unerzählte Geschichten, die da in unserem Unbewussten lauern, die gehört und bereinigt werden wollen.

In den letzten Jahren ist es Psychologen, Genetikern und Neurobiologen gelungen, die Mechanismen potenzieller Weitergabe solcher vermeintlich rein geistiger Lasten von einer Generation zur nächsten aufzudecken. Es hat sich gezeigt, dass sie unter Umständen zu den heutigen Epidemien der Süchte, Depressionen, schlechten Allgemeinzustände und inneren Gespaltenheit beitragen. Können ererbte Schuldgefühle oder Traumata das Wüten nie anerkannten Leids auslösen, das immer wieder in Protesten und Krawallen auf unseren Straßen auflodert? Verstetigen sie systembedingte Ungerechtigkeiten, die aus Sklaverei und Kolonialismus herrühren? Prägen sie womöglich unsere Einstellung zu und unseren Umgang mit so verschiedenen Themen wie Umwelt, Wohlstandsverteilung und Bildung? Vielleicht – so heißt es vorerst aus den verschiedensten Bereichen der Wissenschaft.

Und dann ist da noch die Frage, die uns eigentlich unter den Nägeln brennt: Können wir uns als Individuen aus einer Vergangenheit lösen, die uns an die Leiden und Taten unserer Vorfahren kettet? *Im Schatten meines Großvaters* ist die Geschichte einer Frau, die genau das herausfinden und versuchen wollte.

## 1

## Eine glückliche Kindheit

*Jeder Krieg ist ein Krieg gegen Kinder.*

Eglantyne Jebb, *Gründerin von Save the Children*



Jutta von Graffen, meine Mutter, 1936

MIR FIEL AN MEINER Mutter nie irgendein Unbehagen auf, wenn sie von ihrer Kindheit sprach. Ab und zu erzählte sie uns Geschichten von früher, sprenkelte manche sonnige Tage mit verblassten Bildern aus einer vollkommen fremden Welt. Die Zeit blieb stehen, während sie sprach. Ich las ihr jedes Wort von den Lippen ab und erging mich in lebhaften Fantasien, versetzte mich weiter hinein in diese andere Zeit, an diese fernen Orte. Manchmal sah ich sie dabei an und versuchte, sie vor meinem inneren Auge zu dem kleinen blonden Mädchen von damals zu schrumpfen. Oder ich schlich mich in ihre Erzählungen ein und reihte die Vig-

netten aus ihrem ganz frühen Leben auf den noch leeren Regalen meiner Erinnerung aneinander wie Andenken aus einem fernen Land.

Ich erinnere mich, dass ich einmal am Hintereingang unseres Hauses stand und sie erzählte, wie es war, aus einem Flugzeug beschossen zu werden.

»Ich konnte das Weiße in den Augen des Piloten sehen«, sagte sie und riss, um die Wirkung zu steigern, ihre Augen weit auf, ließ sich dabei aber nichts von der Furcht anmerken, die sie damals ergriffen haben muss. »Er flog ganz dicht über mir, als ich allein auf dem Weg zur Schule war. Dann zielte er auf mich. Und ich musste in einen Graben springen.«

Mir blieb der Atem weg bei der Vorstellung, so etwas auf meinem Schulweg zu erleben. Ich wurde stets im Auto bis vors Schultor gebracht und dort wieder abgeholt.

»Zum Glück hat er daneben geschossen«, sagte sie gelassen, »und stattdessen ins Gewächshaus meiner Tante gefeuert.«

Ein andermal erzählte sie von nächtlichen Bombenangriffen und davon, wie sie mit ihren Geschwistern den dunklen Himmel nach grünen und roten Leuchtkörpern absuchte, die Ziele markierten – »Weihnachtsbäume« nannte man sie. Oft sprach sie auch übers Essen: das einzige gekochte Ei der Woche, das sich die Familie teilte, und die Saubohnen, riesengroß gewachsen und mehlig, die ordentlich satt machten. Besonders gern erinnerte sie sich, wie sie einmal heißhungrig aus der Schule kam – anscheinend nicht anders als wir – und eine Bulette in der Speisekammer fand. Sie wusste, dass es streng verboten war, einfach zuzugreifen, aber sie konnte der Versuchung nicht widerstehen. Zu ihrem Entsetzen schloss sich beim Hineinbeißen der Mund um einen Klumpen wimmelnder Maden.

Für uns Kinder waren ihre Geschichten einfach nur das – Geschichten, Abenteuer wie die, von denen wir auch in unseren Büchern lasen. Erst Jahrzehnte später begannen sich die Tragödie

und das Trauma für mich echt anzufühlen, und mir fiel auf, dass meine Mutter beim Erzählen keinerlei Gefühlsregungen gezeigt hatte. Nicht einmal als sie schilderte, wie sie mit meiner Großmutter zum Bahnhof in der Nähe gegangen war, um den von der Ostfront kommenden verwundeten und sterbenden Soldaten Wasser und Kaffee zu bringen, ließ sie sich Betroffenheit oder Kummer anmerken. Sogar über das Stöhnen der Männer wurde mit seltsamer Gefühlskälte berichtet. Ich stellte mir die kleine achtjährige Jutta vor, wie sie zwischen den Reihen liegender Soldaten von einem zum anderen ging und sich über verbundene, blutverschmierte Leiber beugte, um jemandem einen Becher zum Mund zu führen. Als ich sie danach fragte, zuckte sie mit den Schultern und sagte: »So war das eben damals.«

Ihre aufregendste Geschichte war die der plötzlichen Abreise aus dem Haus der Familie in Jüterbog südlich von Berlin. Wir begriffen die Umstände nicht, sondern wussten nur, dass sie als Zehnjährige mit ihrer jüngeren Schwester Dorothee, unserer Tante Dörli, um vier Uhr morgens von ihrer Mutter geweckt und später mit dem Zug zum Bauernhof ihrer Großeltern nach Wildenhorst in Schleswig-Holstein geschickt worden war. Die Russen näherten sich rasch vom Osten her, und wer irgendwie konnte, ergriff die Flucht. Ihre Mutter und die ältere Schwester, unsere Tante Marlen, folgten einen Monat oder zwei später. Sie ließen das Haus mit all ihrer Habe zurück. Ihr fünfzehn Jahre alter Bruder Adolf musste bleiben, um irgendwo vor Berlin gegen die Russen zu kämpfen.

In Schleswig-Holstein nahm das Leben wieder einen Anschein von Normalität an – jedenfalls für die weiblichen Angehörigen der Familie. Ein Hauslehrer wurde angestellt, wegen unbotmäßigen Verhaltens aber bald wieder entlassen. Gegen ihre sonstige Neigung war die schüchterne, inzwischen elfjährige Jutta auf den Fenstersims geklettert hatte zu springen gedroht, falls er sie auch nur anfasste. Danach besuchte sie eine Privatschule in Preetz. Die acht Kilometer dorthin ging sie zu Fuß – eben den Weg, auf dem

sie den Tieffliegerangriff erlebt hatte. Ein Jahr später zog sie mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern nach Grödersby in ein Haus an einer Ostseebucht, das sich seit 300 Jahren im Besitz der Familie befand. Dieses Haus war zuvor ebenso wie das meiner Großeltern beschlagnahmt worden, um Vertriebene unterzubringen, und voll mit Flüchtlingen. Immerhin erhielt die Familie darin drei Zimmer und eine Veranda zugewiesen. Und am wichtigsten: Die Mädchen konnten im Ort zur Schule gehen.

In den Jahren nach dem Krieg hieß Leben vor allem Überleben: Man sammelte Kräuter und Feuerholz und rang darum, alle einigermaßen satt zu kriegen. Die Winter waren besonders hart, doch mit einem Dach über dem Kopf gehörte die Familie schon zu denjenigen, die großes Glück hatten. Meine Mutter schloss die Schule ab und zog nach Hamburg, um Sprachen zu lernen, denn sie hatte sich in den Kopf gesetzt, als glamouröse Pan Am-Stewardess die Welt zu bereisen. Am Ende beherrschte sie fünf Sprachen fließend, ging aber nicht zu Pan Am, sondern brach allein nach Spanien auf. Ein Abenteuerleben voller Sonne, Meer und Liebschaften endete jäh mit dem Angebot einer Stelle im Hauptquartier der eben gegründeten North Atlantic Treaty Organization – der NATO – im Château Fontainebleau bei Paris. Mit Mitte zwanzig hatte sie einen der angesehensten Sekretariatsposten im Zentrum der europäischen Nachkriegsordnung ergattert.

In diesem internationalen Umfeld lernten meine Eltern einander 1961 kennen. Jutta war zu einer wunderschönen, geselligen, eleganten jungen Dame aufgeblüht, die ihre Rolle als Chefsekretärin von General Hans Speidel, dem Oberkommandierenden der Nato-Landstreitkräfte in Mitteleuropa, selbstbewusst ausfüllte. Sie meisterte ihre Aufgaben souverän und hatte zahlreiche Verehrer. Einer derjenigen, die sich Hoffnungen auf sie machten, war ein schneidiger britischer Marineoffizier namens Jonathan mit einem breiten Lächeln und einem dunkelblauen Jaguar. Er war eben erst vom Dienst an Bord der HMS *Britannia* und Prinz Philips Welt-

reise zurückgekehrt, etwas keck, aber auch sanftmütig, und gewann meine Mutter mit seinem Humor, seiner Lebensfreude und seinen tadellosen Manieren bald für sich.

Meine Eltern heirateten 1962 in einer kleinen Kirche in Norddeutschland unweit des Familiensitzes. Erst in späteren Jahren fiel mir auf, wie außergewöhnlich diese Hochzeit gewesen sein musste. In den Sechzigerjahren rückte Deutschlands jüngste Vergangenheit durch eine Serie von Auschwitz-Prozessen in grelles Licht. Immer mehr Einzelheiten über das gigantische Ausmaß der Naziverbrechen wurden bekannt. Zudem war Europa durch den Eisernen Vorhang in Ost und West geteilt. Die Spannungen zwischen den einstigen Alliierten eskalierten. Unbeeindruckt von all dem verliebten sich meine Eltern ineinander und überbrückten ohne Absicht zumindest einen dieser tiefen Gräben.

Für beider Eltern war diese Ehe anfangs eine große Herausforderung: Die Tochter eines ehemaligen Wehrmachtgenerals, später Kriegsgefangener, dessen Frau vor alliierten Bombenangriffen und der vorrückenden Roten Armee hatte fliehen müssen, vermählte sich mit dem Sohn eines englischen Biobauern, der in seinem frühe-



Hochzeit meiner Eltern in Deutschland, 1962

ren Leben als Marineoffizier in beiden Weltkriegen gegen Deutschland gekämpft hatte, und einer Adligen, deren einziger Bruder und Stammhalter des Geschlechts von Rommels Soldaten in Nordafrika getötet worden war. Und doch stellten alle ihre Vorbehalte hintan und bekannten sich zu der Verbindung. Sprachbarrieren beim ersten Familientreffen überwandten sie händeringend mit ausladenden Gesten, die Kristallgläser vom Esstisch fegten. Meine beiden Großmütter schlossen in der Folge Freundschaft und fassten eine aufrichtige Zuneigung zueinander, die bis zu ihrer beider Tod im Alter von 96 Jahren anhielt.

Nach den Flitterwochen meiner Eltern auf Sizilien wurde meinem Vater das Kommando des Minenräumschiffs HMS *Puncheston* in Südostasien übergeben. Meine Mutter war bald mit meiner älteren Schwester Caroline schwanger und gab ihre Sekretärinnenstelle bei der Nato auf. Die frisch Verheirateten zogen nach Singapur und wurden dort Teil einer großen Exilgemeinde. Der Luxus einer Haushälterin, die sich um die Kinder kümmerte, ermöglichte ihnen ein erfülltes Sozialleben. Etliche der jungen Paare, denen sie dort begegneten, wurden zu Freunden fürs Leben und ließen sich nach dem Ausscheiden der Männer aus dem Dienst zur See in unmittelbarer Nähe zueinander in Südengland nieder.

Ich selbst kam zwei Jahre später als paus- und rotbäckiger Säugling in Kent auf die Welt, mein Bruder Christopher folgte zweieinhalb Jahre danach. Unsere ersten Jahre waren ein Nomadenleben, das sich zwischen einer Wohnung in London und etlichen Verwandten überall in England, Deutschland und Kanada abspielte, während mein Vater am anderen Ende der Welt auf Schiffen seinen Dienst tat. Als er 1969 an Land zurückkehrte, bezogen wir ein Haus in einem kleinen Dorf im südenglischen Hampshire.

Die ersten zehn Jahre meines Lebens verliefen beschaulich. Bleibende Erinnerungen an diese idyllische Kindheit sind vermeintlich endlose Sommer, in denen wir in den schattenspendenden Ästen einer alten Eibe in unserem Garten herumkletterten

oder »echt römische« Keramik zwischen ihren Wurzeln ausgruben, auf dem Rasen Handstand übten oder in den ordentlichen Reihen des väterlichen Gemüsebeets Bohnen und Salat ernteten.

Unter Führung meiner Mutter begingen wir Feste mit einer eigenwilligen Mischung aus traditionellen englischen und deutschen Bräuchen. Geburtstage prägten sich ein – wegen der Torten und des Auswickelspiels *Pass the Parcel*, aber auch wegen der Blumenkränze rund um den Frühstücksteller des Geburtstagskinds. Weihnachten verbrachten wir oft bei der Verwandtschaft in Deutschland, aber eigentlich begann es schon in Hampshire mit den Adventsontagen, an denen wir alle Lichter im Haus löschten und Kerzen anzündeten, nachdem sich das Wohnzimmer in eine Galerie bemalter Holzengel aus der Kindheitssammlung meiner Mutter verwandelt hatte. Am Kaminfeuer labten wir uns an Stollen, Lebkuchen und Spekulatius, die in braunen Paketen aus Deutschland bei uns anlangten.

Ostern feierten wir meist auf dem Bauernhof meiner englischen Großeltern, umgeben von Lämmern, Kühen und Narzissen. Mein Großvater, ein großer, weißhaariger Herr mit riesigen Händen, hatte einen Schuppen im Garten, der nach frisch gemähtem Gras roch, und eine Holzkiste voller Mandeln in rosarotem und weißem Zuckerguss. Oma, deutlich kleiner als er, rodelte meist in Tweedröcken und stets mit Taschentuch im Bund vor sich hin. Wir fütterten die Hühner und rannten mit den beiden Spaniels über die Schafweiden, lachten und blökten die herumtollenden Lämmer an.

Als ich elf Jahre alt war, im langen heißen Sommer von 1976, wurde ich zu meiner großen Aufregung früher aus der Schule genommen und fuhr allein für sechs Wochen zu meiner anderen Großmutter nach Hamburg, um mein Deutsch zu verbessern. Sie wohnte in einer Zweizimmerwohnung mit hohen Decken im ersten Obergeschoss eines dreistöckigen Hauses in einem üppig grünen Außenbezirk. Das Haus war außen dunkelgrau gestrichen; der

vordere Balkon ging auf eine stille Pflasterstraße, der hofseitige auf einen üppigen Garten voller Vogelgesänge.

Ihr Tag folgte einer festgelegten Routine. »Mummygroß« (meine Schwester hatte als Kind das Englische und Deutsche durcheinandergebracht, und diese Verballhornung von »Großmami« blieb ihr zeitlebens erhalten) stand früh auf, trank an einem wunderschön angerichteten Frühstückstisch mit weißer Tischdecke erst einmal mehrere Tassen starken schwarzen Kaffee und las die Zeitung. Ich setzte ich mich zu ihr und aß Mohnbrötchen frisch vom Bäcker. An den Vormittagen gingen wir zum Markt unter einer Eisenbahnbrücke, um Erdbeeren und weißen Spargel einzukaufen. An Nachmittagen spazierten wir an der Alster entlang und bewunderten die prächtigen weißen Villen mit dem untadeligen Rasen in den angrenzenden Wohnstraßen.

Ich staunte über den seltsamen kohlrabenschwarzen Kirchturm hoch über den Dächern der Innenstadt, der in einem so schroffen Gegensatz zur modernen Reinlichkeit der Häuser darunter stand.

»Das ist die Nikolaikirche«, erklärte mir Mummygroß. »Sie wurde im Krieg schwer von Bomben getroffen.«

Dann lenkte sie meine Aufmerksamkeit behutsam anderswohin.

Ich konnte mit Mummygroß über alles reden – außer über den Krieg. Wann immer ich darüber etwas wissen wollte, wechselte sie unauffällig das Thema und schob meine Frage zwischen die Falten ihrer gestärkten Leinenserviette, die durch einen silbernen Ring gezogen in einer Schublade verschwand. Ihre Vergangenheit blieb verhüllt hinter einem Schleier des Schweigens. Sie wurde weder grimmig verbannt, noch schlich sie sich spürbar ins Hier und Jetzt ein. Sie blieb einfach hinter den Büchern verborgen, die ihre reinweißen Regale im Wohnzimmer füllten, oder unter dem Fußhebel ihrer elektrischen Nähmaschine, oder im Kühlschrank, wo über Nacht gezuckerte Brombeeren auftauchten.

Ich erinnere mich an eine Autofahrt durch Deutschland mit meiner Familie im folgenden Jahr, auf der die Vergangenheit für einige Augenblicke in die Gegenwart hereinbrach. Zwischen Sehenswürdigkeiten und Verwandtenbesuchen machten wir Halt in einem großen Wald. Ein Streifen Brachland mit Stacheldrahtzaun erstreckte sich an einer Seite der Straße in beide Richtungen, so weit wir sehen konnten, in regelmäßigen Abständen durchsetzt von Wachtürmen, auf denen ostdeutsche Soldaten mit Gewehren standen. Meine Großmutter und meine Mutter stiegen aus und betrachteten die Szenerie traurig und stumm. Christopher und ich – gelangweilt und ohne jeden Sinn für die Bedeutung dieses Ortes – blödelten herum und stachelten einander zu Mutproben an, indem wir ins Niemandsland und wieder zurück hüpfen, die Wächter frech auf uns aufmerksam machten und über unseren großen Heldenmut kicherten. Dann richtete einer von ihnen sein Gewehr auf uns. Die beiden Erwachsenen erwachten jäh aus ihrer gramvollen Traumverlorenheit und schalten uns für unseren dummen Leichtsinn.

Mummygroß war es, die uns die deutsche Kultur nahebrachte. Sie las uns Gedichte von Rilke und Goethe vor. Sie ging mit uns ins Theater und in Ausstellungen, wie sie es vor dem Krieg in Berlin so gern mit ihrem Mann gemacht hatte. Nach dessen Tod hatte sie das Landgut der Familie verkauft und war, um wieder in das in jungen Jahren genossene Stadtleben einzutauchen, nach Hamburg gezogen.

Ganz selten und nur in Andeutungen erzählte meine Mutter von ihrem verstorbenen Vater. Er war ein überragender Athlet gewesen und hatte im Hochsprung, Weitsprung, Schwimmen, Tennis, Reiten, Tauchen zahlreiche Preise gewonnen. Eine Qualifizierung für die Olympischen Spiele von 1936 hatte er nur knapp verpasst. Er war auch ein begabter Kunsthandwerker gewesen. Die alten Holzreliefs mit Hänsel und Gretel und anderen Märchenfiguren, die an den Wänden unserer Schlafzimmer hingen, hatte er selbst geschnitzt und bemalt. Er hatte außerdem ein beneidens-

wertes Talent zum Aufspüren vierblättriger Kleeblätter besessen und noch an seinem 60. Geburtstag einen Handstand geschafft. Ich wusste auch, dass er im Krieg gekämpft und den größten Teil seiner letzten 20 Jahre als »gebrochener Mann« verbracht, nur noch Tomaten gezogen und in seinem Sessel mit Blick auf den Garten täglich 70 Zigaretten kettengeraucht hatte.

Ansonsten existierte der Großvater für mich nur als Gesicht eines uniformierten Mannes in einem gerahmten Schwarzweißfoto auf dem Schreibtisch meiner Mutter. Es kam mir nie merkwürdig vor, dass ein deutscher Soldat das Regiment über Schreibmaschine, Umschläge und Briefmarken meiner Mutter führte – bis eines Abends meine Eltern eine ihrer vielen Gesellschaften gaben. Meine Geschwister und ich warteten herausgeputzt in unseren besten Kleidern im Vorzimmer und sprangen bei jedem Schlag des Messingtürklopfers aufgeregt in Aktion. Christopher hatte die Aufgabe, den Gästen die Tür zu öffnen. Ich nahm ihnen die Mäntel



Der Schreibtisch meiner Mutter mit einem Foto meines Großvaters von 1942.

ab, und Caroline reichte ihnen ein Glas Perlwein. Das Procedere war gut eingespielt. Doch an diesem einen Abend folgte mir eine Frau in das Arbeitszimmer meiner Mutter, wo wir die Mäntel ablegten. Als sie meinen Großvater sah, wurde sie bleich im Gesicht.

»Schon etwas taktlos von Jutta, sich einen Nazi auf den Schreibtisch zu stellen«, murmelte sie zu ihrem Mann, bevor sie ein breites Lächeln aufsetzte und sich unter die anderen Gäste mischte.

Ich kannte die Nazis als Bösewichter aus *The Sound of Music*, aber von meinen Eltern wusste ich auch, dass nicht alle Deutschen Nazis waren und dass auch mein Großvater kein Nazi, sondern nur ein deutscher Soldat gewesen war. Von diesem Moment an begannen mir dennoch die gelegentlichen diskret-entsetzten Blickwechsel aufzufallen, wenn manche Uneingeweihten herausfanden, dass wir eine gemischt englisch-deutsche Familie waren.

Für die meisten Kinder, die im England der Sechziger- und Siebzigerjahre aufwuchsen, war der Zweite Weltkrieg eine gefühlte Ewigkeit weit weg. Nur rund um Familien, denen ehemalige Feinde angehörten, ließ sich manchmal noch ein fernes Kriegsgrollen vernehmen. Oft teilte es sich nur in verhaltenen Knuffen oder einer leisen Verwünschung mit, die älteren Leuten entfuhr. Aber es war jedenfalls da und punktierte in beiläufigen Momenten mein Denken mit kleinen Fragezeichen.

Meine Mutter, die ein wunderschönes und fast akzentfreies Englisch sprach, erzählte mir, wie einmal ein Mann sich mitten im Gespräch auf einer Gesellschaft auf der Stelle von ihr abgewandt hatte und davongegangen war, nachdem sie erwähnt hatte, dass sie Deutsche sei. Ein andermal kam sie tief getroffen nach Hause. Mein Vater erklärte uns im Flüsterton, jemand habe verkündet: »Nur ein toter Deutscher ist ein guter Deutscher.« Ein Mitschüler meines Bruders höhnte diesem gegenüber: »Deine Mutter ist Frau Hitler.« Als ich einmal bei einer Freundin zum Mittagessen eingeladen war, setzte sich deren Großmutter nicht mit an den Tisch,

weil ich Deutsche war. Und als meine Mutter in den Frühjahrs- und Sommerferien Englischkurse anbot und damit deutsche Studenten in Scharen anzog, unzählige Leute aus dem Dorf als Gastgeber und uns Kinder als Englischlehrer und Freizeitbegleiter in Vollzeit beschäftigte, murrte eine Ladenverkäuferin im Dorf über die »verdammten Deutschen«, obwohl die in den Unterrichtspausen für reißenden Absatz von Chips und Schokoriegeln bei ihr sorgten.

All das bedrückte mich. Besonders ein Zwischenfall hat sich in meiner Erinnerung festgesetzt. Es war das erste Mal, dass ich die Schande meiner Herkunft wahrnahm, dass ich mich andersartig, ausgeschlossen, zur Fremden gemacht fühlte.

Ich muss damals zehn oder elf Jahre alt gewesen sein. Ich hatte mir eine Eiterflechte zugezogen, und meine Mutter hatte die geröteten Stellen mit einer rosaroten, kalkigen Galmeisalbe bestrichen – rund um die Nasenlöcher, die Oberlippe und das Kinn. Mein Gesicht sah aus wie ein missraten glasiertes Törtchen. Einfach peinlich. Erst war ich erleichtert, als ich meine Freunde vor dem Dorfladen traf und niemand ein Wort über die unansehnlichen Flecken verlor. Beinahe hätte ich mich selbst davon überzeugt, dass sie den anderen gar nicht auffielen. Dann aber brachte mich irgendwer zum Lachen, und die rosa Kruste über meiner Lippe sprang auf. Da zeigte einer der älteren Jungen, als er Blut aus den Rissen austreten sah, mit dem Finger auf mich: »Schaut her«, rief er, »sie blutet!« Und setzte mit lautem Gewieher nach: »Bloody Kraut!«

Die anderen drehten sich zu mir und lachten. Ich lachte mit, während ich mit dem Handrücken meinen Mund abtupfte und versuchte, das innere Aufwallen der Scham in mir niederzuhalten. Ich verstand die Beleidigung nicht ganz. Das englische Wort »Kraut« kannte ich bis dahin nur im Sinn von Sauerkraut. Aber mir war sofort klar, dass es auf meine deutsche Herkunft zielen musste.

Eine stumme Verwirrung begann sich in mir einzunisten. In meinem ersten Jahr im Internat – eigentlich ein Privileg, das hauptsächlich die Marine bezahlte, das aber für meine Mutter ein vollkommenes Übel war, weil sie nicht verstehen konnte, warum Eltern ihre Kinder schon in jungen Jahren aus dem Haus haben wollten – galt ich noch als klug, fleißig, beliebt und »angesagt«. Doch schon im zweiten Jahr beschrieben mich die Zeugnisse als hochfahrend, aufmüpfig und unter meinen schulischen Möglichkeiten bleibend. Ich rebellierte gegen die elitäre Bevorzugung, die von der Schule wie ein Rohrstab benutzt wurde, um uns ein unverdientes Gefühl der Überlegenheit einzubläuen. Ich übertrat demonstrativ Regeln und widersetzte mich lautstark den Forderungen der Lehrer nach Respekt und Gehorsam. Ich war auch eingebildet genug, die meisten Schulfächer als unbrauchbar für das Leben nach der Schule zu verwerfen. Es war, als sei ein Fremder in die Idylle meiner Kindheit eingebrochen, um sie gründlich zu verwüsten. Dieses Gefühl ließ bald nicht mehr los. Es nährte in mir die Überzeugung, dass ich nirgendwo hingehörte: nicht zu meiner geliebten Familie, nicht zum elitären Kreis der Internatsschüler, nicht zu den Menschen um mich herum und noch nicht einmal zu mir selbst. Etwa um diese Zeit hatte ich zum ersten Mal einen Alptraum, der mich in den folgenden 30 Jahren wieder und wieder einholte. Es war jedes Mal derselbe Traum:

Die Sonne scheint. Ich bin Teil einer Lacrosse-Mädchenmannschaft. Ein kräftiger Pass, und der Ball fliegt hoch über unsere Köpfe in einen Rhododendrenwald, dessen Betreten strengstens verboten ist. Ich renne Hals über Kopf mit mehreren anderen Mädchen in das Gestrüpp, um den Ball zu holen. Dabei nutze ich den Schläger, um mir einen Weg durch das Blattwerk zu bahnen. Ich gerate tiefer und tiefer in das finstere Unterholz. Eine ferne Stimme ruft: »Ich hab' ihn!«, und ich versuche, meinen Weg zurückzuverfolgen, finde ihn aber nicht mehr. Ich kann das grüne Gras in der Sonne durch ein Geflecht aus Zweigen und Stängeln leuchten sehen. Ich

kann das Geschnatter und Lachen meiner Mitschülerinnen hören. Aber ich dringe nicht zu ihnen durch. Plötzlich stolpere ich in ein Erdloch mit steilen Wänden und voll verrottendem Herbstlaub. Jedes Mal, wenn ich hinauszuklettern versuche, erscheint ein Fuchs und treibt mich zurück ins Loch. Jahrein, jahraus versuche ich den Fuchs zu überlisten, aber es gelingt mir nie. Und nie fällt irgendjemandem auf, dass ich nicht da bin.

Als Jugendliche wurde ich mir der Deutschfeindlichkeit rundherum zunehmend bewusst und merkte auch, wie sie mich ausgrenzte. Nicht so sehr wegen des Geschichtsunterrichts, der Hitler und den Zweiten Weltkrieg anscheinend auf eine Serie von den Engländern gewonnener Luftschlachten reduzierte. Ohnehin verblassten diese angesichts der tiefliegenden Bücher, vor denen wir uns ducken mussten, weil unser jähzorniger Geschichtslehrer keinerlei Nachsicht für Unaufmerksamkeit hatte und sie quer durch das Klassenzimmer nach uns warf. Die allgemeine Antipathie rührte mehr von dem steten Strom der Kriegsfilme im Fernsehen und in den Kinos her. Und dann kam in der Serie *Fawlty Towers* die Folge »The Germans«. Sie machte es sehr einfach und womöglich unbeabsichtigt gesellschaftsfähig, die Deutschen gnadenlos zu verspotten. Man musste nur zu passenden Gelegenheiten Basils berühmte Bemerkung »Don't mention the war« fallenlassen.

Die Deutschen wurden ausgelacht, weil sie diszipliniert, pünktlich, gestelzt, verkrampft und so über die Maßen gesetzestreu waren, dass sie an roten Fußgängerampeln sogar dann stehenblieben, wenn kein Auto kam. Sie galten als vollkommen humorfrei und unfähig zu beiläufigem Plaudern, sodass sich ihr Verhalten stets hart an der Grenze zur Grobheit und Herablassung bewegte. Und natürlich liebten sie alle Bockwurst und Bier. Effizienz, Genauigkeit und Ordnungssinn – Charakterzüge, die meine Mutter besaß und auf die sie nichts kommen ließ – gerieten zu klischeehaft abgewerteten Stereotypen. Die Witze darüber machten mich traurig, wenn ich an meine Mutter und ihre Familie und an deren unend-

liche Liebenswürdigkeit dachte. Gleichzeitig sehnte ich mich danach, nicht diesem nach allgemeiner Ansicht unerträglichen Menschenschlag anzugehören.

Diese noch spielerische Verachtung wich 1979 einer tiefen Erschütterung, als die amerikanische Kurzserie *Holocaust* in Europas Wohnzimmern ankam. Mit der jungen Meryl Streep in der Hauptrolle erzählte sie vom fiktiven Schicksal eines jüdischen Arztes und seiner Familie in Berlin. Erneut ging eine Welle des Entsetzens um die Welt. Die Sendung hinterließ einen tiefen Eindruck durch nichts entschuldbarer grausamer Verbrechen. Von da an wurde es meinen Mitschülern zur täglichen Gewohnheit, laut und leidenschaftlich kundzutun, wie sehr sie die Deutschen verachteten. Deutsche Schüler, die ihre Ferien an der Sprachschule meiner Mutter verbrachten, fragten sie hinter vorgehaltener Hand, ob ihre Gastfamilien sie hassten. Die Deutschen zu verteidigen und darauf zu beharren, dass nicht alle Nazis gewesen waren, wie ich es bis dahin stets getan hatte, war jetzt schlicht unmöglich.

Auch ich selbst war angewidert. Aber für mich war es nicht so einfach, die Deutschen zu verachten. Ich musste dafür einen Teil meiner Familie hassen.

Und einen Teil meiner selbst.